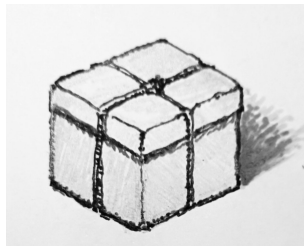


Wolfgang Reinert

Ein Paket

und andere
Erzählungen



geschnürt

ANLÄSSLICH DES JUBILÄUMS
25 JAHRE LIT.COLOGNE

in der
Edition Animus
März 2025

Ein Paket

kreiert, niedergeschrieben, gesetzt, herausgegeben und
in die Website fu-frechen.de
eingestellt von
W. R.



Edition Animus
Köln 2025

Copyright © 2025 by Wolfgang Reinert / Edition Animus
Alle Rechte vorbehalten,
eingeschlossen die Verwertung (auch für KI-Zwecke)
von Teilen oder Auszügen

Inhalt

Vorwort	4
Ein Paket	5
Alberich und der letzte Kampf der Eburonen	18
Vom Himmel hoch	20
The Saga of the Brave Knight Wolfgang	25
Chronik Nr. 11, Einführung	28
Christophorus	31
Sansibar	36
Kritik von MRR	38
Anmerkungen zu den Texten	39
Über den Autor	40

Vorwort

DIE *Lit.Cologne*, ein überregional bekanntes Literaturfestival, findet in diesem Jahr 2025 zum 25. Mal in Köln statt. Zu zahlreichen Veranstaltungen sind prominente oder seit Kurzem bekannte Autoren eingeladen, die eine Lesung aus einem ihrer neuen Bücher halten und sich auf dem Podium mit einer Moderatorin oder einem Moderator über ihr Buch, ihr Schaffen und die darin berührten Themen unterhalten.

Die Lit.Cologne hat sich als ein Event etabliert, das schon bald einen festen Platz im Kölner Kulturkalender einnahm und auf stetiges Publikumsinteresse stößt. Die Karten zu diesen Veranstaltungen sind sehr gefragt, denn das literaturaffine Publikum nimmt die Gelegenheiten begeistert wahr, den AutorInnen live zu begegnen und mehr über sie zu erfahren, nicht zuletzt deswegen, weil darunter auch prominente PolitikerInnen und namhafte KünstlerInnen sind, die man sonst nur im Fernsehen sehen konnte.

Als Bekräftigung der Bedeutung nicht nur dieses Festivals, sondern auch der Literatur überhaupt lenke ich die Aufmerksamkeit der LeserInnen bewusst auf der Titelseite auf dieses Event und bestärke damit seine Ausstrahlung über das unmittelbare Publikum hinaus. Literatur ist Trost, Ablenkung vom eigenen Alltag, Anlass zu Reflexion der Welt wie auch des eigenen Lebens, und den Blick darauf. Literatur entschleunigt in der oft zwanghaften Getriebenheit des Alltags, Literatur zu genießen bedeutet, sich auf eine Insel des ruhigen geistigen und emotionalen Erlebens zurückzuziehen.

Ich habe mir erlaubt, eine paar Stücke aus dem Kuchen meiner eigenen Produktion fiktionaler Prosa zusammenzustellen und sie Ihnen in dieser Kollektion zu servieren. Es sind Texte von unterschiedlicher Länge, von unterschiedlichem Inhalt, und von, sagen wir, unterschiedlicher Ernsthaftigkeit, denn in zwei kürzeren Produkten nimmt der Autor sich selbst nicht ganz so ernst, wenn auch diese Texte auf realen Erlebnissen beruhen. Aber ich meine, dass bei allem literarischen Ernst auch eine Portion Heiterkeit nicht fehlen sollte, zumindest da, wo es passend erscheint und kein ernstes Anliegen gestört wird.

Am Schluss (S.39) finden Sie einige Anmerkungen zur Erläuterung und zur Entstehungsgeschichte der hier versammelten Texte. Auf der letzten Seite folgen ein paar Angaben zum Autor.

Ich wünsche Ihnen vor allem eins: gute Unterhaltung. Und womöglich tritt am Ende sogar ein, was ein lateinischer Spruch im alten Rom über manchen Hauseingängen sagte: „Bonus intra, melior exi.“ Tritt als Guter ein, gehe als Besserer hinaus.

Wolfgang Reinert, im März 2025

Ein Paket

1

Ich wollte gerade gehen, da fiel mir etwas auf. Der Beamte saß an seinem Schreibtisch und sah aus wie ein Beamter. Doch seine Füße steckten in Schuhen, die mit einer dunklen Farbe befleckt waren. Da die Flecken rötlich schimmerten, assoziierte meine kriminalistische Fantasie sogleich Blutflecken. Diesen Gedanken belächelte ich, nicht zuletzt deswegen, weil Blutflecken eben nicht zu einem Schreibtischbeamten passen würden.

Ich öffnete die Tür und wandte mich zum Gehen. Doch da rief der Beamte mich zurück. Ich hielt inne. Wollte er mir etwa den Schein wieder abnehmen, den er mir soeben ausgestellt hatte? Ich blieb in der Tür stehen, das Gesicht zum Ausgang gerichtet. Seinen Blick spürte ich in meinem Nacken liegen und rührte mich nicht.

„Nun kommen Sie schon,“ sagte er ungeduldig, „Sie müssen noch Ihre Unterschrift hier druntersetzen.“

Ich drehte mich langsam um und sah in sein schwammiges Gesicht. Er würde gleich ärgerlich werden, was ich zu verhindern gedachte. Also näherte ich mich unverzüglich seinem Schreibtisch, um weisungsgemäß dort meinen Namenszug zu kritzeln, wo er seinen dicken Finger auf den Zettel fallen ließ. Er beobachtete mich, wobei er die Hand hob und langsam den Daumen über Zeige- und Mittelfinger gleiten ließ.

Im Glauben, meinen Verpflichtungen gegenüber der Behörde nun zu Genüge nachgekommen zu sein, wollte ich abermals gehen, aber er legte seine Hand an meinen Arm und fragte:

„Haben Sie einen Moment Zeit? Bitte, setzen Sie sich doch.“

Er bot mir einen Stuhl an, ich folgte seiner Aufforderung. Dann räusperte er sich, fixierte mich mit seinen wässerig-blauen Augen und sagte:

„Meine Menschenkenntnis sagt mir, dass Sie ein zuverlässiger und aufrichtiger Mensch sind. Sie könnten mir einen kleinen Dienst erweisen und sich dabei etwas Geld verdienen.“

Ich blickte wohl ein wenig skeptisch drein, denn er beeilte sich zu bemerken:

„Es muss sich natürlich für Sie lohnen, ganz klar.“

Er nannte einen Betrag.

„Nachdem ich Sie nun neugierig gemacht habe, möchten Sie wohl endlich wissen, worum es geht: Sehen Sie, eine Kleinigkeit – ich bin morgen verhindert, und deshalb bitte ich Sie...“

2

Ich verließ das Gebäude mit dem seltsamen Gefühl, etwas angenommen zu haben, das ich vielleicht nicht hätte annehmen sollen – ohne sagen zu können, was Besonderes daran war. Es handelte sich lediglich darum, am folgenden Tag um 18.30 Uhr zum Bahnhof zu gehen und ein Paket abzuholen. Über Größe und Gewicht war mir nichts bekannt, doch war nicht anzunehmen, dass es Riesenformat besaß. Trotz der Wichtigkeit, die das Paket für diesen Beamten zu haben schien, war der Preis für den Dienst hoch gegriffen. Wie dem auch sein mochte – ich konnte das Geld gut gebrauchen.

3

Am nächsten Tag war ich bereits um 18 Uhr am Bahnhof, es war fast dunkel, die Laternen leuchteten in die Abendluft hinein, die für die Jahreszeit nicht sehr kalt war. Ich lehnte mich an einen Baum, dessen Schatten mich dem Schein einer Laterne entzog. Von hier aus konnte ich den Zug sehen, der wenig später in den kleinen Bahnhof einfuhr.

Nur ein paar Leute stiegen aus, verschwanden im Bahnhofsgebäude, tauchten am Eingang wieder auf und stiegen die Treppe zur Straße hoch. Da sonst niemand zu sehen war, blickte ich ihnen nach. Sie zerstreuten sich, Koffer oder Aktentasche in Händen. Einer blieb an der Straße stehen, die Hände in den Manteltaschen vergraben. Der Qualm seiner Zigarette kräuselte sich unter seiner Hutkrempe und wurde dann vom Wind weggetragen.

Der Bahnsteig zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Dort öffneten zwei Männer den Gepäckwagen des eingetroffenen Zuges und entluden einiges Gepäck auf einen Karren, den sie anschließend ins Gebäude bugsierten. Wenig später nahm der Waggon neue Fracht auf und wurde verschlossen. Dann leerte sich der Bahnsteig, und er lag ruhig im gelblichen Schein zweier Lampen, der sich hinter dem Zug verlor.

Eine Weile geschah nichts, ich spürte die raue Rinde des Baumes in meinem Rücken. Endlich kamen zwei Gestalten aus dem Bahnhofsgebäude und schlenderten zur Lokomotive, stiegen auf, ohne ihre halblaute Unterhaltung zu unterbrechen, und wenig später setzte sich der Zug in Bewegung. Ich sah ihm nach, bis nur noch zwei rote Punkte in weiter Entfernung übrigblieben.

Allmählich zogen sich Nebelschwaden zusammen und trieben durch die Lichtkegel der Laternen. Meine Armbanduhr zeigte 18.20 Uhr. Zwei Bahnbeamte hatten Dienstschluss und stiegen auf der Treppe der Straße entgegen. Sie bogen in meine Richtung ein und kamen dicht an meinem Baum vorbei. Ich verweilte noch ein paar Minuten an der rissigen Borke, die sich feucht und kühl anfühlte. Schließlich löste ich mich aus dem Schatten und schritt zur Treppe. Während ich auf den Eingang zutrat, nahm ich im Schatten eines seitwärts gelegenen Gebäudeteils eine Bewegung wahr. Ich blieb stehen. Doch nichts rührte sich. Ich schenkte der Sache also keine Beachtung und ging hinein.

4

Der Mann am Schalter – dem einzigen des Bahnhofs – nahm mein Anliegen zur Kenntnis, nickte und schlurfte in den Raum, wo das Expressgut lagerte. Kurz darauf erschien er mit einem Paket unter dem Arm und schob es mir im Durchreichfenster entgegen. Er griff in ein Fach, rückte seine Brille zurecht, schob mir ein Formular zu und ließ mich den Empfang quittieren. Dann kehrte er an seinen Tisch zurück.

Das Paket war ein grauer Pappkarton mit dem Volumen etwa dreier Schuhkartons, jedoch mit quadratischer Grundfläche, und wirkte wie ein harmloser Pappwürfel. Der Aufklebezettel konnte mir keine Auskunft über den Absender geben, weil er z.T. abgerissen war und nur noch den Zielbahnhof erkennen ließ.

Wieder draußen, sah ich mich um. Um das in Abständen von nicht mehr modernen Bogenlampen beleuchtete Bahngelände zog sich, noch in respektvoller Entfernung verhaltend, der Nebel in immer dichteren Schwaden zusammen, und es konnte nicht mehr lange dauern, bis er weiter heranrückte, den Ring um diesen beleuchteten Ort enger zog und schließlich das ganze Gebäude umschloss.

Ich klemmte mir das Paket unter einen Arm, steckte die Hand des anderen in die zuständige Manteltasche und setzte mich in Richtung auf die Nebelwand in Marsch. Ich stieg die Stufen der Steintreppe hinan und rückte ins Halbdunkel vor, ins Vorfeld des milchigen Graus, das, als ich hineinstieß, zu weichen schien, um den Blick auf das dahinter liegende Dunkel freizugeben, mich aber gleichzeitig zu umfassen, vom trüber werdenden Licht allmählich abzuschneiden, mich endlich völlig einzuschließen und scheinbar zu verschlucken. Die kaum sichtbaren Zweige der Bäume, unter denen ich langsam die Straße entlangging, schienen im Nebel zu ersticken, der in ihnen nistete und auf mich herabzusinken schien. Doch dann zerfloss er und glitt vorüber, um sich in meinem Rücken erneut zu vereinigen. Die Strahlen der Laterne, unter der ich herschritt, konnten sich nicht erfolgreich gegen die wallende Trübnis durchsetzen und schienen auf die Lampe zurückgedrängt zu werden. Als ich die Laterne passiert hatte, drehte ich mich um. Durch die wabernden Schwaden schien in einiger Entfernung ein Schatten zu schwimmen, verschwand aber, ehe ich ihn genauer hätte betrachten können.

5

Das Paket lag vor mir auf dem Schreibtisch, grau, schweigend, ein nichtssagender Pappklotz, mit einem Zettel beklebt, der nichts über Inhalt oder Herkunft desselben aussagte.

Ich stellte es auf den Boden. Am nächsten Morgen würde ich es zum Amt bringen.

Zu dumm, auch das Gewicht ließ keine Schlüsse auf den Inhalt zu, ausgenommen, dass nichts extrem Schweres oder Leichtes darin sein konnte. Aber es ging mich ja gar nichts an, ich hatte es nur abzuliefern und ein üppiges Trinkgeld zu kassieren.

Da ich mir einbildete, nicht besonders neugierig zu sein, beugte ich allen Spekulationen vor, indem ich das Zimmer verließ, ohne mich weiter mit dem Paket zu befassen.

6

Am nächsten Morgen hätte ich beinahe das Paket vergessen. Ich hatte bereits gefrühstückt und meinen Eltern mitgeteilt, dass ich in der Mensa zu Mittag essen würde. Als ich dann meine Aktentasche holte, fiel mein Blick auf das Paket, und ich beschloss, es gleich mitzunehmen, da das Amt an meinem Weg lag. An der Haustür griff ich im Vorbeigehen meinen Stockschild aus dem Ständer, weil sich der Himmel verdunkelt hatte und gerade ein paar Regentropfen fielen.

Schild und Aktentasche in der linken Hand, das Paket unter dem rechten Arm, schubste ich die Eingangstür des Amtsgebäudes auf und trat in den Gang. Mein Schild markierte durch eine Schnur aus Tropfen den Weg, den ich zu Zimmer Sechs zurücklegte. An der Tür gewahrte ich ein kleines Schild mit der Aufschrift:

Herr Zimmermann ist auf Dienstreise. Vertretung auf Zimmer Vier.

Erstaunt verweilte ich vor der Tür, während mein Schild eine kleine Lache auf dem Fußboden ausbreitete.

Meine Hand drückte die Klinke, die Tür ging auf – drinnen war niemand. Schreibtisch und Schränke waren verschlossen, und nichts deutete darauf hin, dass das Zimmer vor Kurzem benutzt worden wäre. Nichts? Der Schreibtisch entbehrte der deutlich wahrnehmbaren Staubschicht, die alles Übrige bedeckte.

Ich ging wieder hinaus. Auf dem Gang stand der Beamte und lächelte breit. Dann drehte er sich um und ging an meiner getropften Schnur entlang zum Ausgang. Ich wollte ihm etwas zurufen, aber er war schon verschwunden. Ich lief ihm nach, aber draußen war kein Mensch zu sehen, nur der Regen platschte mit voller Wucht auf den Asphalt.

Ich stand noch in der Tür und blickte in den Gang zurück. Neben der Tropfenreihe meines Schirms zog sich eine zweite hin, die sich von der ersten durch ihre dunkle Färbung unterschied. Ich sah auf den Boden zu meinen Füßen hinab. Dort stand eine kleine, dunkelrote Lache. Ein Tropfen fiel in die Lache, ein weiterer – es tropfte aus dem Paket, das ich noch immer unter dem Arm trug! Ich sah und hörte Tropfen auf Tropfen fallen, und es schien mir, als ob sie immer größer würden und immer lauter fielen. Gebannt sah ich schließlich Tropfen von der Größe eines Tennisballes, die mit einem knallenden Geräusch, das im Gang widerhallte, in die Lache fielen, die sich bis ans Ende hin ausgebreitet hatte. Angewidert ließ ich das Paket fallen, worauf es langsam den Gang entlang trieb und kleiner werdend sich entfernte.

Ich wandte mich um und rannte nach draußen, rannte dem Gehsteig nach bis zur nächsten Querstraße, bog um die Ecke und lehnte mich keuchend an eine Hauswand. Als ich auf den Boden blickte, erschrak ich. Rötliche Flecken reihten sich zu einer Spur. Ich zog beide Schuhe aus: Die Sohlen waren rot verschmiert.

Ich lag schwitzend in meinem Bett, und der Morgen graute. Es dauerte einen Augenblick, bis ich begriff, dass ich geträumt hatte. Mein Herz pochte noch, aber ich war erleichtert. Ich zog die Decke über meine Schultern und schlief wieder ein.

Was man doch so alles träumt!

Plötzlich sah ich das Paket. Es stand auf dem Boden, grau und schweigend, wie ich es am Vorabend hingestellt hatte. Ich hielt verwirrt inne und erinnerte mich, dass ich nicht im Traum, sondern tatsächlich das Paket vom Bahnhof abgeholt hatte. Vorsichtig hob ich es hoch, stellte keine roten Flecken fest und fand es in Ordnung.

Als ich aus der Haustür trat, kniff ich die Augen zusammen, da mich die Sonne blendete, die vom strahlend blauen Himmel schien. Das Paket unter den Arm gefasst, machte ich mich zum Amt auf. Vor dem Eingang desselben stand eine Pfütze, an der sich ein paar Spatzen tummelten, sich badeten und mit in der Sonne glitzernden Wassertropfen um sich spritzten. Als ich mich näherte, flogen sie davon.

Ich öffnete die Tür und trat in den Gang. Hier war das Licht gedämpft, nur am Ende des Ganges fielen helle Sonnenstrahlen durch ein Fenster. Das Geräusch meiner Schritte wurde von Schreibmaschinengeklapper begleitet, das durch eine der Türen auf den Korridor drang. Ich klopfte an die Tür des Zimmers, in dem der Beamte saß.

Nach wiederholtem Klopfen kam immer noch keine Antwort. Die Tür war nicht verschlossen, und ich öffnete sie. Mein Blick fiel auf Aktenschränke, vollgepackt mit Ordnern, die auch auf dem Fußboden aufgestapelt waren. Bündel loser Schriftstücke quollen aus übervollen Regalen, und alles war vergilbt und mit dickem Staub bedeckt. Ratlos blickte ich umher. Hier war der Beamte nicht, und hier schien er auch in letzter Zeit nicht gesessen zu haben.

Auf dem nächsten Zimmer erfuhr ich, dass ersteres seit Jahren nicht mehr benutzt wurde und nur noch zum Lagern alter Akten diente. Meine Frage, ob nicht vor zwei Tagen dort jemand gearbeitet haben könnte, rief nur mitleidiges Lächeln hervor. Nein, dort habe ganz sicher niemand gearbeitet.

Wieder auf den Korridor zurückgekehrt, bemerkte ich, dass der fragliche Raum keine Nummer trug. Ich suchte nun nach der Nummer, die ich zwei Tage vorher gefunden hatte, und siehe da – ein anderes Zimmer weiter entfernt existierte, dessen Tür mit dieser Zahl beschriftet war. Gespannt klopfte ich an, öffnete auf eine Antwort die Tür und – fand einen Beamten am Schreibtisch sitzen, der mir völlig unbekannt war. Er belehrte mich auf meine Fragen, dass er allein hier arbeite, in den letzten Tagen auch von niemandem vertreten worden sei und – wobei er sich wieder über seinen Papierkram beugte – ob ich sonst noch etwas wünschte. Ich wünschte nicht und zog mich betreten zurück.

Als ich aus dem Gebäude kam, schien wie vorher die Sonne, und die Spatzen flogen auf und davon. Ich überlegte, was ich jetzt machen sollte. Die Lage war folgende: Ich hatte das Paket abgeholt, konnte es jedoch nicht abliefern, da der Empfänger nicht mehr aufzufinden war. Das einzige, was mich an der Sache störte, war die Tatsache, dass ich auf dem Paket sitzen zu bleiben schien. Vorerst blieb mir wohl nichts anderes übrig, als es wieder mit nach Hause zu nehmen.

9

Zwei Tage lang ließ ich das Paket in meinem Zimmer liegen, ohne dass sich an der Lage etwas geändert hätte. Am dritten Tage trat etwas Unerwartetes ein: Ich entdeckte ein Foto jenes Beamten in der Tageszeitung! Doch die Hoffnung, die ich daran knüpfte, wurde durch den zugehörigen Text zunichte gemacht. Die Zeitung berichtete von einem schweren Autounfall, bei dem dieser Mann ums Leben gekommen und zur Unkenntlichkeit verstümmelt worden war. Das Foto hatte man in seiner Aktentasche gefunden, die aus dem Wagen gefallen war, bevor dieser ausbrannte. Der Mann war vermutlich als Anhalter mitgefahren. Der Fahrer starb auf dem Weg ins Krankenhaus.

Das war ja wirklich grandios! Den Empfänger des Pakets brauchte ich nicht länger zu suchen, da er nicht in der Lage war, es entgegenzunehmen. Allerdings musste ich auch das Geld in den Kamin schreiben, das ich von ihm bekommen sollte. Sollte ich versuchen, den Absender zu ermitteln? Das dürfte wenig Aussicht auf Erfolg haben. Die Hoffnung, das Paket an den Mann bringen zu können, war also illusorisch.

10

Genau genommen war ich jetzt der Besitzer des Pakets, da wohl niemand mehr Anspruch darauf erheben würde. Daher kam mir die naheliegende Idee, mir den unverhofft erworbenen Besitz näher anzusehen, d.h. den Inhalt des Pakets in Augenschein zu nehmen. So wird denn das nun Folgende als mehr oder weniger legitime Handlung verständlich.

11

Wieder stand der Pappwürfel grau und schweigend auf meinem Schreibtisch. Er schwieg und ließ sich auch durch heftiges Schütteln kein Geräusch entlocken.

Klopf und Poch, ich malträtiert'
Diesen grauen Würfel hier.
Hör' ich doch nichts And'res als
Mein Herz, das klopft mir bis zum Hals
Denn ich kann erwarten kaum
Zu sehn des Würfels Innenraum.

So zogen mir poetische Zeilen durch den Kopf, wie oft, wenn ich unter Spannung stand.

Der nächste Schritt auf dem Weg zur Erforschung des Innenraums war nun, die Verschnürung zu durchschneiden. Ich hatte es mit einem Pappkarton mit Deckel zu tun, den es anschließend abzuheben galt. Die Verschnürung vermochte meinem Taschenmesser nicht standzuhalten. Hoffend, einen einigermaßen wertvollen Inhalt zu erblicken, entrang ich dem Karton den Deckel der nicht gleich wollte, und – fuhr entsetzt zurück.

12

„Fährst du heute nicht zur Uni?“ fragte meine Mutter am Frühstückstisch.

„Doch, aber erst gegen Mittag,“ gab ich zur Antwort. Ich schob gerade einen letzten Bissen in den Mund, als ihr noch eine Frage einfiel.

„Was war eigentlich in dem Paket, das du gestern mit dir herumgeschleppt hast?“

Ich unterbrach meine Kautätigkeit und suchte nach einer Ausrede, um die Frage abzutun. Mein Vater kam mir ungewollt zu Hilfe indem er an den Tisch trat und meine Mutter mit einer Frage ablenkte. Die Gelegenheit nutzend, stahl ich mich aus dem Zimmer, nicht ohne schnell die Tageszeitung mitzunehmen.

Ich ließ mich in einen Sessel fallen und blätterte die Zeitung durch. Sie enthielt das Übliche: Ulbricht traf eine neue Maßnahme zur Zementierung der deutschen Teilung, Wernher von Braun kündigte auf einer Pressekonferenz die Mondlandung der Amerikaner für Anfang der 70er Jahre an, eine afrikanische Kolonie erlangte ihre Unabhängigkeit, in Vietnam töteten die Amerikaner bei mehrere Gefechten über hundert Vietcong (über eigene Verluste wurde nichts gesagt) und bombardierten Hanoi; weiter hinten: Ein neues Autobahnteilstück wurde dem Verkehr übergeben, weitere Universitäten führten den Numerus Clausus ein, mysteriöser Mord – Leiche ohne Kopf gefunden – – Ich las die Zeile noch einmal, ich hielt unwillkürlich den Atem an und blickte ruckartig zum Schrank hinüber, wo ich den Karton provisorisch untergebracht hatte. Dann verschlang ich förmlich den Zeitungsartikel.

In einem Wald hatte man die unbekleidete Leiche eines Menschen gefunden, der der Kopf abgetrennt worden war. Der Tote war identifiziert worden, vom Täter fehlte jedoch jede Spur. Der Zeitpunkt der Tat lag schon etwa eine Woche zurück. Den Kopf hatte man noch nicht gefunden. Auch bei der Suche nach dem Täter tappte man noch völlig im Dunkeln, alle Spuren waren im Sande verlaufen.

13 a

Es war unwahrscheinlich, dass der Kopf, der in meinem Karton in Kalk eingebettet lag, nicht von dem Ermordeten stammte. Wo hätte er sonst herkommen sollen? In der letzten Zeit hatte man nirgendwo anders einen gut erhaltenen Kopf vermisst.

13 b

Als Besitzer des gesuchten Kopfes (der ich ja eigentlich nicht war, da der Kopf doch dem Toten gehörte) gefiel ich mir in meiner Lage darin, makabre Witze zu machen. Wie wäre es zum Beispiel, wenn ich eine Anzeige in die Zeitung gesetzt hätte:

Kopf gefunden – billig an Interessenten abzugeben ; oder:

Wer stopft Menschenköpfe aus? Angebote an ...

Wenn ich den Kopf noch ein paar Jahre bzw. Jahrzehnte liegen ließe, könnte ich ihn vielleicht als das Haupt Johannes des Täufers ausgeben und an die katholische Kirche verkaufen.

13 c

Ich konnte natürlich auch einfach zur Polizei gehen und sagen:

„Bitte, hier ist der mutmaßliche Kopf des Ermordeten, nach dem ihr sucht. Kriege ich was dafür? Nein? Dann nehme ich ihn wieder mit.“

13 d

Die Sache mit der Polizei hatte einen schweren Haken: Man würde mich nicht so ohne Weiteres fortlassen, sondern mich fragen, wie ich an den Kopf gekommen wäre. Man würde sich meine Geschichte belustigt anhören, und einer der Polizisten würde zukommend sagen:

„Ach, bitte, machen Sie es sich doch gemütlich. Wir müssen Sie vorläufig hier behalten, tut mir leid.“

13 e

So ging es also nicht. Ich würde nicht in der Lage sein zu beweisen, dass ich, na, mehr oder weniger zufällig an den Kopf geraten war. Man würde mich vielmehr als eine „der Tat oder zumindest der Beihilfe zu derselben dringend verdächtige Person“ bezeichnen, und die Festnahme meiner Person als einen Schritt, der die Ermittlungen mit einem Schlage nahe an die Aufklärung des Falles herangeführt habe.

13f

Ich konnte also weder die oben beschriebene Lösungen in Betracht ziehen noch den Kopf in meinem Schrank verwesen lassen. Conclusio: Ich musste ihn irgendwie loswerden.

14

Ich musste den Kopf unbedingt loswerden.

Ich musste den Kopf unbedingt unauffällig loswerden.

Ich musste den Kopf unbedingt schnell und unauffällig loswerden.

15

Ich parkte meinen Wagen in einem Seitenweg nahe der Landstraße und schaltete die Scheinwerfer aus. Nachdem ich meinen Blick rundum durch die dunkle Umgebung hatte wandern lassen, ohne eines menschlichen Wesens ansichtig zu werden, holte ich das wieder verschnürte Paket hinter meinem Sitz hervor und öffnete die Wagentür. Beim Aussteigen hörte ich ein leises Plätschern, mein Fuß wurde kühl, und ich fand mich in einer Pfütze stehend. Ich schloss mit Bedacht den Wagenschlag und sah mich nochmals um. In einiger Entfernung, wo eine Ortschaft begann, leuchtete einsam eine Straßenlaterne. Sonst herrschte ringsum weite, tiefe Dunkelheit.

Ich schlug die von der Straße wegführende Richtung des Feldweges ein. Sein Verlauf war im Dunkeln kaum zu erkennen, doch glücklicherweise führte er schnurgerade bis zu einer Umzäunung, wo er abbog. Schwaches Rauschen verriet die Nähe des Kanals, dessen Wasser zwischen schrägen Betonwänden dahinschnellte.

Während auf der Straße ein Auto vorbeifuhr, schickte ich mich an, den mit einer Hecke gekoppelten Absperrzaun zu übersteigen. Er lief unmittelbar an der Böschung des Kanals entlang. Da ich sicher gehen wollte, dass das Paket auch wirklich vom Wasser fortgetragen wurde, begnügte ich mich nicht mit der bequemen Lösung, das Paket einfach in weitem Bogen über den Zaun zu werfen.

16

Plötzlich wurde es heller um mich. Ich erstarrte. Das Geräusch eines Autos wurde hinter mir hörbar, und ich sah neben meinem Wagen einen zweiten halten. Im Scheinwerferlicht erkannte ich einen Polizisten, der seine Aufmerksamkeit meinem Auto zugewendet hatte. Eilig stellte ich das Paket unter einen Busch und strebte mit großen Schritten meinem Wagen zu. Ich erklärte dem Polizisten, meine Notdurft verrichtet zu haben, und konnte anscheinend das Misstrauen des Ordnungshüters zerstreuen. Kaum hatten sie gewendet, hastete ich zurück, riss das Paket unter dem Busch hervor und machte, dass ich mit meinem Auto von der Bildfläche verschwand.

17

Die Zahl der Lichter nahm schnell ab, und bald huschte nur noch vereinzelt ein heller Fleck vorbei. Das Rattern des Zuges wurde nur von ab und zu anschwellendem Gemurmel untermalt, das aus einem anderen Waggon herüberdrang. Außer einem Bart, aus dem in regelmäßigen Abständen sanfte Schnarchtöne hervorquollen, war niemand in diesem Wagen. Ich zögerte nicht lange und lüftete den Deckel des unverschnürten Kartons. Ich stellte ihn behutsam auf den Sitz, erhob mich und war im Begriff, das Schiebefenster herunterzuziehen, als mich das Geräusch der Verbindungstür unterbrach. Während eine Hand blitzschnell den Deckel über den Karton schob, fing die andere die Abwärtsbewegung meines Körpers auf, im Nu saß ich scheinbar unbeteiligt

vor mich hindösend, während ein Schaffner, mit seinen Augen die Sitzreihen durchstreifend, an mir vorüberging, den Bärtigen erblickte, den Kopf schief legend ihn betrachtete, ihn um seinen Schlaf beneidete und seinen Schritt wieder aufnahm.

Der Bärtige war mit einem Seufzer tiefer in den Sitz gerutscht, der Rand seines grauen Hutes ruhte nun auf seinem Nasenrücken. Die Regelmäßigkeit seines Schnarchens wirkte beruhigend. Ich stand auf und öffnete das Fenster. Kühler Wind griff in mein Haar. Mit einem Blick über die Schulter überzeugte ich mich davon, dass der Bärtige weiterschlieft. Dann klemmte ich den Karton zwischen mich und die Scheibe, nahm den Deckel ab und griff mit meinen behandschuhten Fingern den Kopf aus dem Kalk. Seine Haare blieben im Wind starr, denn sie waren blutverklebt.

Schritte näherten sich. Bevor ich den Kopf an den Rand gehoben hatte, ließ ich ihn in den Kalk zurückfallen, presste mit einer heftigen Bewegung den Deckel auf den Karton und blieb am Fenster stehen.

Als ich mich endlich umdrehte, hatte sich der Schaffner in eine Ecke gesetzt und begann, Eintragungen in ein Buch zu machen. Ich ließ das Fenster geöffnet und setzte mich.

Draußen glitt, in Licht gehüllt, eine Tankstelle vorbei. Ein Tankwart saß hinter Glas und las. Ein Bahnwärterhaus barg einen gähnenden Bahnbeamten.

Der graue Vollbart gab sanfte Schnarchtöne von sich, der Schaffner brachte Notizen, Zahlen und Daten zu Papier.

Ich wartete. Nur der ergraute Vollbart nutzte die Zeit sinnvoll. Der Schaffner hatte eine Bild-Zeitung hervorgeholt und guckte darin herum.

Ich wartete vergebens. An der nächsten Station stiegen Leute zu.

18

Meine Schritte näherten sich dem grauen Blechzylinder, der in die Morgenluft ragte. Auf der Straße war niemand zu sehen. Es war ja auch erst kurz vor sechs Uhr.

Meine Schritte wurden langsamer und hielten neben der Tonne. Ich hob den Deckel, sah, dass sie nur halb voll war, und setzte das Paket auf den Rand.

Da rief mich eine laute Stimme von oben an:

„He, watt soll dat denn werden?“

Ich blickte nach oben. Im ersten Stock des Hauses, vor dem ich stand, füllte eine Frauengestalt im Morgenmantel das offene Fenster. Ihr strenger Blick war fest auf mich gerichtet, sie hatte die Arme in die Hüften gestemmt und gab mir mit schneidender Stimme und deftigen Worten zu verstehen, dass mir das so passen könnte, dass sie ihre Mülltonne allein benutzen wollte und ich meinen Dreck gefälligst in die eigene Tonne stopfen sollte.

Ich nahm das Paket wieder unter den Arm, und meine Schritte entfernten sich.

19

Es war nicht verwunderlich, dass ich in den letzten Tagen mehr als gewöhnlich rauchte. Ich kaufte jeden Tag zwei Zwanziger-Packungen Zigaretten, und wenn ich dem Verkäufer in die Augen sah, schien es mir, als ob Bedauern in seinem Blick lag. Gleichzeitig war ich mir sicher, dass er mich aufmerksam beobachtete, und jedes Mal, wenn ich mich entfernte, verfolgte mich sein Blick in meinem Nacken.

Auf dem Weg nach Hause passierte ich einen Taxistand. Ein Taxifahrer saß in seinem Wagen und las in einer Zeitung. Als ich vorbeiging, blickte er hoch, und ich spürte seinen Blick noch bis zur nächsten Straßenkreuzung.

Während ich die Haustür aufschloss, wandte ich den Kopf und sah geradewegs in die Gesichter zweier Nachbarinnen, die von der gegenüberliegenden Straßenseite herüberschauten. Sie mussten über mich geklatscht haben, denn sie drehten abrupt ihre Köpfe in eine andere Richtung, und ihre Unterhaltung stockte einen Augenblick. Ich öffnete die Tür, um sie sofort hinter mir zu schließen und ihre Blicke nicht hereinzulassen.

Etwas erschöpft lehnte ich mich an den Türpfosten. Dann stieg ich die Treppe hinauf, gelangte in mein Zimmer, legte eine Platte auf den Plattenspieler und ließ mich auf das Bett fallen, um mit geschlossenen Augen dazuliegen.

„Here I stand, head in hand, turn my face to the wall...“, sang es aus dem Lautsprecher.

„... Everywhere people stare, each and every day ...“

Ich drehte mich auf den Bauch, öffnete die Augen und sah der Platte zu. Die Rillen glänzten im Licht der Abendsonne und bildeten einen goldenen Flecken, der mit den Drehungen leicht auf und nieder schwebte.

20

Viele Platten waren gelaufen, es war fast dunkel, und ich stand auf, wusch mein Gesicht und fühlte mich durch das Wasser erfrischt.

Wenig später näherte ich mich mit dem Wagen der Brücke. Sie führte die Landstraße mit einer flachen Wölbung über den kleinen Fluss, der völlig in Dunkelheit getaucht war. Weit und breit war kein Haus zu sehen, kein Licht erhellte die hereingebrochene Nacht. Ich schaltete die Scheinwerfer aus und fuhr die letzten Meter bis auf die Brücke ohne Licht. Unverzüglich griff ich das Paket, stieg aus, ging um den Wagen herum an die Begrenzungsmauer und schob es über den Rand. Noch hielt ich es fest, blickte rundum und horchte, konnte aber nichts wahrnehmen als das Glucksen der dunklen Fluten.

Da fiel mir ein, dass das Paket nicht sinken würde, weil die darin befindliche Luft nicht entweichen konnte, und fragte mich ärgerlich, warum ich nicht früher daran gedacht hatte.

In der Ferne tauchten Scheinwerfer auf. Ich stieß eilig mit einem Kugelschreiber ein paar Löcher in den Karton. Da wurde ich auf ein Geräusch am Flusсуfer aufmerksam. Ich hielt inne und lauschte in die Dunkelheit, doch das heran-

nahende Auto überdeckte alle etwa vorhandenen Geräusche und trieb mich zur Eile an. War da eine Bewegung am Ende der Brücke zu sehen?

Wie dem auch sein mochte, mir blieb keine Zeit mehr, da das Auto rasch näher kam und ich nicht hier an der Brücke gesehen werden wollte. Ich stieß das Paket über den Brückenrand, es platschte ins Dunkel, ich lief um meinen Wagen herum, stieg ein und schaltete beim Losfahren das Licht ein.

21

„Das Paket ist weg!“ sagte ich zu mir selbst.

„Ich habe nichts mehr damit zu tun. Ich habe überhaupt nie etwas damit zu tun gehabt. Diese Sache geht mich nichts an.“

So sprach ich, während ich über die Landstraße brauste, deren Begrenzungspfähle im Dunkel aufleuchteten, um heranzufiegen und, vorbeihuschend, hinter mir ins Dunkel zurückzutauchen. Um mich zu vergewissern, dass ich tatsächlich vom Paket befreit war, tastete ich den Beifahrersitz ab und fühlte den Stoff unter meinen Fingern. Ich war ungeheuer erleichtert und wollte auch nicht von der leisen Beunruhigung Notiz nehmen, die sich in irgendeinen Winkel meines Hirns einschlich. Warum dieser winzig aufkeimende Zweifel? War es die nicht beachtete optische Wahrnehmung des Scheinwerferpaares, das hinter mir aufgetaucht war und trotz meiner hohen Geschwindigkeit nicht wich? Diese Wahrnehmung zog nun meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Wagen wuchs in meinem Rückspiegel und näherte sich bis auf wenige Meter, ohne zum Überholen anzusetzen.

„Vielleicht kann er nicht schneller fahren“, dachte ich. Um das lästige Licht hinter mir loszuwerden, drosselte ich meine Geschwindigkeit, allein – er überholte nicht.

Eine Abzweigung kam, ich bog ab, doch der Wagen folgte. Dies wiederholte sich, und die Sache wurde mir zu bunt. Ich beschleunigte und gewann mehr Abstand, durchfuhr eine zu beiden Seiten von Wald begrenzte Kurve und nutzte diesen Umstand, um von meinem Verfolger ungesehen zu bremsen und in einem Seitenweg zu verschwinden, wo ich bei abgeschalteter Beleuchtung das Vorbeirauschen des Verfolgers beobachtete. Dann kurbelte ich das Fenster herunter und horchte in die Nacht, bis das Motorengeräusch in der Ferne verebbte.

22

Die Straße war von fahlem Licht erfüllt, das durch ein wenig Nebel abgeschwächt wurde. Kein Mensch belebte die Szene; ein paar Fahrzeuge, die tot am Straßenrand lagen, vermochten die leere Häuserschlucht nicht zu füllen.

Ich parkte den Wagen vor der Haustür und angelte den Hausschlüssel aus meiner Hosentasche. Mit Dunkelheit gefüllte Fensterhöhlen starrten aus den Fassaden. Nichts als ferne, schwache, monotone, undeutlich und nicht differenzierbar vermischte Geräusche, die wie aus einer anderen Welt kamen, erfüllten die Luft, die feucht und

beklemmend durch meine Atemwege strich. Ich öffnete die Haustür und verschwand im dunklen Flur.

23

Das Telefon schrillte. Als ich abhob und mich meldete, schnarrte eine Stimme aus der Leitung:

„Entschuldigen Sie, falsch verbunden.“

24

Ich hatte noch etwas Zeit bis zu meiner Vorlesung und kehrte in einer Pinte ein. Kurz darauf schäumte bereits ein Bier vor meinen Lippen, und goldgelbe, kühle Flüssigkeit strömte durch meine Kehle.

Ein weibliches Wesen von ca. 18 Jahren, langes, dunkles Haar, hinten zusammengebunden, von dort auf den Rücken wallend, betrat das Lokal, ließ ihre dunklen Augen umherstreifen und lenkte die Schritte ihrer violett beschuhten Füße an den Nebentisch, wo sie sich ihres Mantels entledigte und ein Getränk bestellte. Ihre feinen, noch jugendlichen Gesichtszüge gefielen mir außerordentlich, und ihre der Mode entsprechend farbenfrohe Kleidung verstärkte den angenehmen Eindruck. Offenbar war ihr nicht entgangen, dass ich sie gemustert hatte, denn sie blickte von dem Büchlein auf, das sie ihrer kleinen Handtasche entnommen hatte, legte einen verwunderten Ausdruck in ihre Augen, schien durchaus nicht verstimmt über mein Interesse, schlug aber den Blick wieder nieder, um in ihr Buch hineinzusehen und hin und wieder am inzwischen eingetroffenen Getränk zu nippen.

An der Musicbox drückte jemand eine Platte...

„... good vibrations ...“

Das Mädchen war im Begriff, das Lokal zu verlassen, und mit einem Blick auf meine Uhr machte ich mich ebenfalls auf, da meine Vorlesung in Kürze begann.

Als ich nach draußen trat, fasste ein Windstoß meinen Mantel, Wolken hatten den Himmel verfinstert, die ersten schweren Regentropfen fielen und bildeten dunkle Flecken auf dem Asphalt. Da kamen zwei schwarze Schuhe auf mich zu. Ich blickte an einem dunkelgrauen Mantel hoch und in ein unbewegtes, versteinertes Gesicht. Eine Stimme sagte:

„Kommen Sie mit uns und vermeiden Sie jegliches Aufsehen.“

Ich reagierte nicht, meine Augen wanderten die Straße entlang, suchten das Mädchen – sie war nicht mehr da.

„Kommen Sie,“ forderte eine zweite Stimme neben mir, und eine Hand ergriff meinen Arm. Es regnete jetzt stark.

///////

Alberich und der letzte Kampf der Eburonen

Eine Sage aus dem letzten Jahrhundert vor Christus

ALS die römischen Truppen die Eburonen verfolgten und die letzten Überlebenden der „Strafexpedition“ auszulöschen suchten, gingen sie nach dem Prinzip „verbrannte Erde“ vor und zerstörten möglichst alles, was dem Volksstamm der Eburonen als Lebensgrundlage diente. Es war ein Massaker an Menschen und Tieren im Eburonengebiet und ein Abbrennen von Häusern und Hütten, Feldern und Vorratsspeichern. Das sollte Schrecken verbreiten und andere davon abhalten, sich gegen die römische Herrschaft aufzulehnen.

Etliche Menschen waren im Bereich der Ville, einem Höhenzug zwischen dem Rhein und dem kleinen Fluss Erft, noch auf der Flucht. Eine Gruppe Verfolgter kam von Kerpen her und stieß auf der Straße nach Köln auf eine römische Patrouille. Diese ergriff nach kurzem Kampf die Flucht Richtung Köln, wo sich zu dieser Zeit noch keine Siedlung oder Stadt, sondern ein Legionslager befand. Die Gruppe verfolgte die Patrouille nicht, weil sie ihre Frauen und Kinder nicht allein lassen wollte, aber es war klar, dass diese eine Verstärkung alarmieren und sie in größerer Zahl bald zurückkommen werde.

Da sie auf der Straße nicht sicher waren, nahmen sie auf der Höhe (des späteren) Greifrath einen Pfad durch den Wald und schlugen sich im Gebüsch durch zum Rittersberg (auf dem heute der Wasserturm steht). Dort rasteten sie.

Die römischen Legionäre waren inzwischen zahlreich auf der Straße unterwegs, fanden die Spuren der Flüchtenden und verfolgten sie. Im Wald bekamen die Verfolgten Wind davon, löschten ihr Feuer und brachen auf in Richtung Sandberg, weiter durch den Erbenwald. Die römischen Soldaten hatten die Spur kurz hinter dem Rastplatz verloren, doch ein kleines Kind schrie laut und lockte einen Suchtrupp damit zurück auf die Spur. Kurz vor dem Sandberg holten sie die Eburonen-Schar ein. In einer Engstelle des Pfades gab es ein Gefecht. Alberich, der erfahrene Anführer der Gruppe, stellte sich mit seinen Söhnen den vorangehenden Römern entgegen. Damit hinderten sie diese am weiteren Vordringen und schlugen sie zurück.

Doch immer neue Römer griffen an. Schließlich waren beide Söhne verwundet, der Vater befahl ihnen zu fliehen und die übrigen zu schützen. Er selbst stellte sich an der engsten Stelle zwischen Bäumen auf und kämpfte weiter, aus immer mehr Wunden blutend, bis ihn die Kräfte verließen. Da drangen einige Römer zugleich auf ihn ein,

drängten ihn zurück und zur Seite, er empfing heftige Schwerthiebe, stolperte und fiel rücklings den Hang hinunter. Die Römer sprangen ihm nach, durchbohrten ihn und brachen in Siegesgeheul aus. Dann schlugen sie dem Toten den Kopf ab und trugen ihn im Triumph davon.

Ein Teil der Fliehenden entkam dank der Verzögerung durch das Gefecht, sie teilten sich in kleine Gruppen und schlugen verschiedene Wege ein. So hatte Alberich doch noch einen Teil seiner Sippe retten können.

Der römische Kommandant aber meldete nach Rom, dass das Volk der Eburonen vollständig vernichtet sei, und verteilte eine Extra-Ration Wein an seine Soldaten.

Man sagt, dass der Geist des Alberich in stürmischen Nächten am Sandberg umgehe, dass er abwechselnd seinen Kopf und seine Kinder suche, wobei er hin und wieder stehen bleibe und die Römer verfluche.

Am Sandberg stand früher ein Gedenkstein. Darauf soll eine lateinische Inschrift zu lesen gewesen sein: *Hic iacet dux Elbericus / suo capite exposito Coloniae*. (Hier ruht der Führer Alberich, dessen Kopf in Köln ausgestellt ist.)

Der Gedenkstein mit Inschrift ist verschollen. Doch mehrere große Steine, die im Abraum über dem Quarzsand in der Grube gefunden wurden, stehen heute zusammengestellt als Alberich-Stein auf dem Sandberg.



Vom Himmel hoch...



ALLE waren zunehmend genervt, und niemand wollte mehr auf oder in der Nähe der Wolke Platz nehmen, auf der Beatus saß, die Harfe schlug und dazu sein selbst komponiertes Lied „Sol lucet omnibus“ anstimmte, wann immer die Anderen um ihn her zwischen den Lobgesängen „Hosianna“ und „Halleluja“ eine Pause machten.

Das blieb auch IHM nicht verborgen, und mit Rücksicht auf die wachsende Zahl murrender Engel sann ER auf Abhilfe. Schließlich zitierte ER Beatus vor SEINEN Wolkenthron und sprach: „Beatus, MIR kam zu Ohren, dass es zwischen dir und deinen Nachbarengeln nicht nur eitel Harmonie und Wohlklang gibt. Was ist da los?“

„Gütiger Gott, der du alles weißt und in die Herzen siehst, du kennst meine Gedanken und Gefühle.“ Und er erzählte, dass ihm die Universitas Frekenae nicht aus dem Kopf gehe, dass er jenes Lied komponiert habe... und dass er sehr gern noch einmal in Frechen nachschauen würde, um zu sehen, was nun geworden sei aus dem Freien Kaufdorf und dem Traum von der Universität.

Damit es im Himmel Ruhe und Harmonie gebe und Beatus endlich zufrieden sei, gewährte ER Beatus einen Ausflug zur Erde nach Frechen. Beatus strahlte.

„Doch halt, bevor du abfliegst, Beatus: Du wirst die Menschen dort nicht verstehen, denn ihre Sprache hat sich verändert. Darum nimm diesen Schlüssel mit. Wann immer du ihn berührst, wirst du verstehen, was die Menschen reden.“

Beatus bedankte sich überschwänglich. Und dann ging es ab durch die Wolken. ER hatte ihm drei Erdenstunden Urlaub gewährt. Daher hielt Beatus ohne Umweg auf Frechen zu.

Er landete, wie er es sich gewünscht hatte, im Zentrum des Dorfes, mitten auf dem Platz vor der Kirche. Doch kaum blickte er um sich, kannte er das Dorf nicht wieder. Ja, die Kirche stand noch auf ihrem Platz – aber sie war viel größer geworden, und ihr hoher Turm hätte einem Dom Ehre gemacht. Die Bauten um die Kirche waren teils verschwunden, teils völlig verändert. Und die „Sonne“, den Gasthof, gab es nicht mehr!

Auch war die Straße nicht mehr staubig und mit Kot bestreut, sondern mit einem harten Belag überzogen. Seltsame Dinge überall! Und seltsam gekleidete Menschen, denen er nicht ansah, welchem Stand sie angehörten.

Er fasste sich ein Herz und sprach einen jungen Mann an. Doch der sah ihn verständnislos an und erwiderte mit unverständlichen Reden. Ach ja, der Schlüssel! Beatus griff in seine Tasche und berührte das Metall. Augenblicklich verstand er den jungen Mann, und dieser ihn.

Ein Gasthaus „Zur Sonne“? Nein, davon hatte er noch nie gehört. Nein, in Frechen nicht. Ganz früher, vor seiner Zeit? Das konnte er nicht sagen.

„Aber fragen Sie doch mal beim „Zeiler“ nach, das ist eine alte Frechener Kneipe, vielleicht weiß da jemand mehr.“

Beatus bedankte sich. Mit großen Wunderaugen wanderte er die Hauptstraße hinauf. Wie hatte das Freie Kaufdorf sich verändert! Überall feste Häuser aus Stein mit großen Fenstern, viele Kaufläden, und Menschen... ! So viele auf einmal hatte er damals nur in großen Städten gesehen.

Beim „Zeiler“ angekommen, blickte er die Hauptstraße hoch und suchte linker Hand vergebens die Burg. Eine geschlossene Häuserzeile versperrte die Sicht. Auch vom großen Hof neben der Burg und seiner Michaelskapelle war nichts zu sehen. Eine Straße führte in einer Häuserlücke von der Hauptstraße weg. „Burgstraße“ stand da auf einem kleinen Schild zu lesen. Er fragte wieder jemanden.

„Die Burg? Keine Ahnung. Meinen Sie vielleicht die Betonburg da hinten, wo die Straße bergauf geht? Jaa, jetzt wo Sie's sagen – klar, deshalb heißt die Straße Burgstraße!“

Beatus wandte sich ab, schüttelte bekümmert den Kopf und ging hinüber in die Kneipe. Man trank hier Bier nicht aus Krügen, wie er es kannte, sondern aus schmalen, hohen Gläsern. Er setzte sich erst einmal nieder auf einen Stuhl, um seine Eindrücke zu ordnen.

Da hielt am Nachbartisch jemand ein großes, raschelndes Pergament in die Höhe, das war vollgeschrieben mit ganz regelmäßigen Schriftzeichen. Beatus griff nach dem Schlüssel, und prompt las er und verstand, was da geschrieben war. Oben stand: „Kölner Stadt-Anzeiger, Kölnische Zeitung.“

Nanu! Ist Frechen etwa unter die Herrschaft Kölns gekommen, dass man hier Bekanntmachungen aus Köln liest? fragte er sich.

Da blätterte sein Nachbar um, und Beatus las die Schlagzeile: „Frechener Wind weht Kölnern ins Gesicht“. Ha! Das gefiel ihm, sehr sogar! Frechen war also nicht unter die Botmäßigkeit Kölns geraten! Frechen wehrte sich weiter gegen den großen Nachbarn, wie zu Zeiten der Ritter Rost! Beatus freute sich.

Die drei Stunden Urlaub waren schon vorüber, ehe sich Beatus recht versah, und er ward den Augen der Menschen enthoben und entschwebte, den Kopf schon in den Wolken (oder waren es Schwaden von Zigarettenqualm?), direkt in den Himmel. Unten blieb ein unbezahlter Deckel zurück. Doch als die Bedienung abräumte, lag auf dem Tisch das abgezählte Geld plus Trinkgeld.

Im Himmel sprudelte Beatus nur so vor Erzählfreude, und diesmal wollten alle einen Platz in seiner Nähe, um Neues von der Erde zu hören. ER hielt sich amüsiert fern – denn ER wusste schon alles.

Wenige Minuten später – Moment mal, bei Gott sind doch bekanntlich tausend Jahre wie ein Tag, also: in Erdzeit umgerechnet wenige Jahre später – hatten erneut Unrast und Neugier das Gemüt des Beatus ergriffen, und er ließ wieder sein Lied hören und nervte die Mitengel. Wieder murrten diese, da ihnen die Ohren von „Sol lucet omnibus“ klangen und sie sich kaum noch auf „Hosianna“ und „Halleluja“ konzentrieren konnten.

Und wieder gönnte ER in seiner großen Güte ihnen eine Pause zur Erholung und Rückkehr zu Harmonie und Lobpreisungen, indem ER Beatus einen zweiten Ausflug nach Frechen gewährte. Und Beatus entschwand wieder durch die Wolken, den Schlüssel im Gepäck.

Diesmal wählte er seinen Landepunkt im heutigen Zentrum Frechens und erschien am „Klüttenbrunnen“. Diesmal erfuhr er, dass das Freie Kaufdorf nun Stadt sei und, sieh nur dort drüben, ein großes Rathaus besitze. Donner und Blitzen! Das waren Neuigkeiten!

Er wanderte am Rathaus vorbei und auf eine schmucke Fassade zu. „Schützenhaus“ stand über dem Eingang, und als er die Treppe zur Tür hinauf schritt, erkannte er, dass es ein Gasthaus war.

Im Schankraum wurde Bier getrunken, und er ließ sich dort nieder und lauschte ein wenig den Gesprächen. Auch hier trank man das Bier aus hohen, schmalen Gläsern. Da fiel sein Blick auf ein großes Pergament-Blatt, das auf dem Nebentisch lag, mit einer roten Schrift obenauf: „Frechener Wochenende“. Er griff nach dem Blatt.

Und da prangten in großen, schwarzen Schriftzeichen die Worte: „Universität für Frechen!“ Beatus starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die Überschrift – dann sprang er auf und jubelte lauthals:

„Jaa, endlich!“

Die Unterhaltungen verstummten, viele Augenpaare blickten ihn an. Sie verstanden nicht, was diesen fremden Kerl so jubeln und über alle Backen strahlen ließ. Beatus hielt freudig das Blatt hoch und zeigte auf die Überschrift. Alle nickten, Einer rief ihm zu:

„Jo, Jung, krisch dich ein. Kumm, drink dir ene!“ Und zum Wirt:

„Donn däm Jung e Kölsch – joh, op minge Deckel.“

Die ripuarische Mundart klang ihm vertraut.

Dann wandten sich alle wieder ihren Gesprächen zu. Beatus hielt es nicht länger auf seinem Sitz, er rannte hinaus und rief:

„Eine Universität in Frechen! Endlich!“

Ein paar Fußgänger blickten neugierig und irritiert zu ihm herüber und setzten ihren Weg fort. Beatus marschierte weiter, am Rathaus fragte er Passanten, dann am Klüttenbrunnen die dort Sitzenden:

„Wo geht's zur Universität?“

Niemand konnte ihm weiterhelfen. Am Klüttenbrunnen saßen ein paar Menschen, die noch am ehesten den Bauern ähnlich sahen, denen er damals in Frechen ständig begegnet war. Einer erklärte ihm:

„Da musst du nach Köln fahren.“

„Nach Köln?“ fragte Beatus entgeistert. „Wieso das? Haben die etwa eine

Universität?“

„Mensch, wo *lebst* du denn? Ich hab' da studiert. Und dann keinen Job gekriegt. Und dann...“ Es folgte eine ausführliche, teils dramatische Lebensgeschichte von Schulden, von vielen Praktika, von familiären Problemen, Scheidung und Absturz in den Alkohol, Verlust der Wohnung...

Während Beatus zuhörte, bemerkte er nicht, dass seine Urlaubszeit ablief. Doch das machte nichts: ER sah es und verlängerte stillschweigend die Zeit, damit Beatus auf Erden einem armen Schlucker sein Ohr leihen konnte, dem sonst niemand mehr zuhörte.

Und da lag am Boden unter ihren Füßen das Blatt, das Beatus zum Jubeln gebracht hatte.

„Da steht es doch!“ rief er aus und zeigte auf die Schlagzeile.

„Jaa, aber lies mal hier: Diese Uni gibt es noch gar nicht. Das ist erst mal nur ein Luftschloss, ein frommer Wunsch sozusagen.“

„Immer noch ein Wunschtraum,“ murmelte Beatus enttäuscht. Er verabschiedete sich und schlenderte nachdenklich die Keimesstraße hoch. Sein Blick fiel auf Bartmannkrüge im Schaufenster einer Töpferei.

„Ah, es gibt noch das alte Töpferhandwerk!“ rief er, erfreut darüber, wenigstens einmal etwas Altbekanntes zu erblicken. Dann sah er in der Ferne die große Sonnenuhr, auf die die Straße zulief. Er schritt geradewegs darauf zu und erkannte immer mehr Details.

„So etwas Schönes hatte Frechen damals nicht,“ staunte er.

Da plötzlich fiel ihm ein: „Die Zeit! Oh Gott, die Zeit ist längst abgelaufen!“

Kaum hatte er dies gedacht, hob er sich hinweg und entschwand.

Zurück im Himmel, bat er IHN um Verzeihung für die Zeitüberschreitung. Mit Erleichterung hörte er von der Verlängerung, ja sogar Lob: ER lobte ihn für die Anteilnahme am Schicksal des Obdachlosen, und dass er einen Teil seiner Zeit dem armen Schlucker gewidmet hatte.

„Du weißt, Beatus, es steht geschrieben: Was ihr an den Ärmsten getan habt, das habt ihr an MIR getan.“

Beatus nickte und murmelte: „Bei Matthäus 25, Vers 40“.

ER führte ein sehr wohlwollendes Gespräch mit ihm und erklärte schließlich:

„Mein lieber Beatus, aller guten Dinge sind drei. Ich gewähre dir einen dritten und letzten Ausflug auf die Erde. Nicht jetzt, aber bald: Du sollst den Zeitpunkt selbst bestimmen und ihn mit Bedacht wählen.“

„Danke!“ antwortete Beatus strahlend. Und nach kurzem Bedenken entschied er:

„Ich warte, bis die Universität in Frechen wirklich gegründet wird. Dann möchte ich ein letztes Mal hinabsteigen: Ich werde das wohl gehütete Privileg von 1300 herbeiholen und feierlich überreichen, die Frechener werden sich stolz in die Brust werfen, und wir werden gemeinsam mein Lied singen: „Sol lucet omnibus.“

„Gut,“ sagte ER, „so sei es – jedoch unter einer Bedingung. Du kannst sie dir vielleicht denken.“

„Ja, das kann ich,“ erwiderte Beatus, „und ich akzeptiere: Ich werde niemanden hier mehr mit meinem Lied nerven, sondern den himmlischen Chor des Hosianna und Halleluja nach Kräften unterstützen. Dein Wille geschehe.“

Und ER nickte zufrieden und lächelte milde.

Beatus nahm auf seiner Wolke platz, beachtete die misstrauischen Blicke seiner Mitengel nicht, räusperte sich und sang wie selbstverständlich mit. Danach sah man ihn oft vor sich hin träumend auf seiner Wolke sitzen, und jeder wusste, wovon er träumte: von der Universitätsgründung, von der feierlichen Übergabe des päpstlichen Privilegs von 1300, vom gemeinsamen Singen des „Sol lucet omnibus“... und er malte sich aus, wie er ein letztes Mal gen Himmel auffahren werde – um womöglich fortan als Schutzpatron der Frechener Universität in Ehren gehalten zu werden, wo man auf jeder Feier sein Lied anstimmen würde.

Doch ob dies alles eines Tages so kommen würde, wusste nur ER allein.

W. R. dankt Ludwig Thoma für die Anregung aus seiner Erzählung „Ein Münchner im Himmel“. –

Die geschilderten Details aus der Innenstadt von Frechen wurden aufgezeichnet im Jahr 2011. Die beiden im Text zitierten Überschriften waren 2007/2009 in lokalen Zeitungen zu lesen. –

Der Text ist ein Auszug aus: Wolfgang Reinert (Hrsg.), DIE BEATUS-CHRONIK. Münster 2013, S. 136ff.



*Platz an St. Audomar, wo Beatus
bei seinem ersten Anflug landete
Foto: W.R., Mai 2009*

The Saga

of the

Brave Knight Wolfgang

A German knight errant in Britain



IT was in the early early morning when the Brave Knight Wolfgang set out for a fresh adventure wick was to carry him to the far west of Albion. And there was his adored demoiselle Margot, presenting him her very best coffee to make sure the Brave Knight Wolfgang would leave for his adventure with the best available coffee in his belly.



AND so he did, the Brave Knight Wolfgang, leave his adored Margot whom he would not but he must, for new adventures

required him to perform his knightly duty which was not to stay in a warm and comfortable place when there was some unknown and unfortold adventurous journey to go on, and so he took his leave from lovely Margot and stepped on a train to go westward-ho.

THE Train rolled steadily and put him, the Brave Knight Wolfgang, on a long rail of thoughts that lingered on his mind till the train approached the seaside place named Teignmouth, and he looked out, recognizing the coast where he and Margot had been watching fierce elements clash together and fight each other vigorously, where they had enjoyed the spectacle of powerful elements performing, and each other so tenderly.

ROLLING went the train a-rolling on and from Devenish lands into the Cornish it went, and soon the Brave Knight Wolfgang took up his luggage, sword and armour and books and toothbrush, which is all that a brave knight needs adventuring, and stepped off the train to find a coach just a-waiting to take him away. And so he went on westward but still he was far away from where he headed to, coming into Wadebridge.

ARRIVING in Wadebridge the Brave Knight Wolfgang started inquiries about how to continue his journey, but the people

of that bewitched place, neither men nor women, could or wanted to tell him how and when to go on. So the Brave Knight Wolfgang, after having lunch to reinforce his strength, set out to the road heading for Tintagel, trying to get a lift, and there he stood, pointing out his thumb into the air.

BY that time, when he took his stand by the road the Brave Knight Wolfgang had finally overcome the misfortunes of his disturbed digestion, and the uneasiness which had haunted him all night and all over the morning had gone. But this was not the end of his misfortunes, and more mischiefs and labour awaited him: bravely he stood in the hot sun for hours pointing up his thumb which was cooled by the wind of constantly passing cars.

UP the road came another knight errant by the time when the Brave Knight Wolfgang had held the place for about two hours, and the strange knight stopped and addressed the Brave Knight Wolfgang, and he spoke out to him and said this one and grave sentence: „You can't get a lift in Cornwall.“ And off he went a-walking, heading for Tintagel, too. But the Brave Knight Wolfgang could not do so, for he carried too much weight along in his heavy suitcase.

 **L**IKE almost invisible statues stand in lofty corners of ancient gothic cathedrals, invisible to humans on the ground „ad maiorem Dei gloriam“ only, the Brave Knight Wolfgang seemed to stand by the road, and this would not

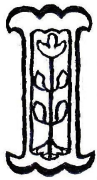
suit his tastes, and he saw that he had to change his doing. So doubling his efforts to move his suitcase which was outfitted with an unhandy handle due to wreck his hands, his will grew with the difficulty. And getting in a fix his famous crisis management brain set to work.

 FINALLY the Brave Knight Wolfgang came back into the centre of Wadebridge, and everybody would think he got stuck. But this was not so, for he was not at a loss at all: There was a small chance of getting a coach denied by the inhabitants of that bewitched place. The Brave Knight Wolfgang had seen a schedule at Bodmin station listing a coach which was due to leave, only on Wednesdays, from that bewitched town of Wadebridge. And so he believed.

 RULY, you can't keep or even get a brave knight down, and neither the Brave Knight Wolfgang so. And – amazingly enough – there the coach appeared, turning up in time! And the believer stepped right in. Once again it had become evident that a brave knight errant will overcome all misfortunes, messes, jams, and fixes. And the coach took him, though crisscrossing the country between Wadebridge and Tintagel, to his destination.

 N his arrival in Tintagel, you might think, all travelling-labours came to an end. But this was not so, and the Brave Knight Wolfgang knew this perfectly well. For he was then facing another occasion to prove

his strength and overcoming will. He lost not a minute, though his throat was dry and he could hardly speak, and started searching for accomodation. And, to be short, of course he found a bed and breakfast in this tourist-flooded place.

 'LL just mention that the Brave Knight Wolfgang, during that search in the evening, stood all pains and still grew more willing as his cursed koffer (a German word for suitcase) kept wrecking his hands. But by now we know him well enough to leave out more details of his journey. All we need to know is that the more difficulties occurred, the stronger grew his will to overcome them. And he succeeded. The evening of that eventful day just left him time to make friends with a cat and two dogs where he stayed.

*

And this first canto
of the Brave Knight Wolfgang's
deeds and adventures won't be finished
ere the humble bard has mentioned that the
belated Knight ended up the day with
Lager & Southern Comfort and
a few thoughts of

** MARGOT **

*



In einem stürmischen Dezemberabend saß der Chronist an seinem Schreibpult, Böen peitschten den Regen gegen das mit Brettern vernagelte, kleine Rundbogenfenster, der Wind pfiß durch die Ritzen, und der Mann am Pult war müde zusammengesunken. Er schnarchte leise, und seine Atem bewegte die Feder leicht hin und her, die aus seinen Fingern geglitten war. Die Kerze auf dem Pult flackerte im Luftzug und erlosch. Es war fast dunkel im Scriptorium, nur neben der Tür blakte mit un-steter Flamme ein Talglicht und ließ Licht und Schatten im Wechsel über die Wand tanzen. Die klappernden Schindeln draußen auf dem Dach schienen dazu den Takt schlagen zu wollen.

So, liebe Chronik-Leserinnen und -Leser, könnte er beginnen, der historische Roman, an dem der Chronist gerade schreibt. Ort der Handlung sind Frechen und Umgebung, man schreibt das Jahr 1300, und das Hochmittelalter hat sich 50 Jahre zuvor verabschiedet, um dem späten Mittelalter Platz zu machen.

Nun, das sind Epochen-Bezeichnungen von heute, von denen die Menschen damals nichts ahnten. Die meisten von ihnen ahnten nicht einmal, daß man das Jahr 1300 schrieb: Zum Einen konnten die wenigsten schreiben, auch lesen konnten nicht sehr viele Leute; zum Anderen war für sie ein Jahr so ziemlich wie das andere, sie konnten oft nicht einmal sagen, in welchem sie geboren waren; und daß man 300 Jahre zuvor den Einfall gehabt hatte, fortan die Jahre "nach Christi Geburt" zu datieren, ging den allermeisten am Hintern vorbei. Es interessierte nur die Schreiber und Chronisten.

Für die allermeisten Menschen war ein Jahr ein Jahr, und sie unterschieden sie danach, ob es ein gutes Jahr war und sie satt wurden, oder ob die Ernte schlecht war und sie hungern mußten. Und sie legten Saatgut zurück für das kommende Jahr, und beteten um Gottes Segen auch für das nächste. Und das Jahr hatte seine vier Jahreszeiten, jahraus, jahrein. Und wenn nicht Feuer, Krieg oder Teuerung über sie kamen, dann hofften sie auf ein genügsames Auskommen und Verschonung von Krankheit. Und sie beteten, daß wenigstens ein paar ihrer vielen Kinder das Erwachsenenalter erreichen und ihre Eltern im Alter stützen würden.

So war das für die meisten Menschen im Mittelalter, also für unsere Vorfahren vor mehr als 500 Jahren, und daran änderte sich nichts Grundlegendes bis zum 19. Jahrhundert. Heute dagegen redet man von der Riester-Rente, man lebt zumeist in Städten in geheizten Wohnungen mit doppelverglasten Fenstern, und die wenigen Kinder werden fast immer erwachsen, ergreifen Berufe, die es fast alle früher nicht gab, und verlassen das Elternhaus. Manche siedeln weit weg, sie reisen zum Spaß in ferne Länder, von deren Existenz der Mensch des Mittelalters nichts ahnte. Sie haben viele Münzen in der Tasche, und man bezahlt sogar mit farbigem Papier oder legt nur ein kleines, hartes Kärtchen vor. Und wer eine Münze in die Hand bekommt, beißt nicht mehr darauf, um auf diese einfache Art ihre Echtheit zu prüfen. Sogar beim Euro verzichten wir darauf, wir vertrauen auf seinen aufgeprägten Wert - ab dem Beginn des Jahres 2002.

Wenn wir auch vom Mittelalter weit entfernt zu sein scheinen, so haben sich doch die Menschen grundsätzlich nicht geändert. So gesehen kann man dem Prediger Salomo im Alten Testament zustimmen, der schon damals wußte: "Es gibt nichts Neues unter der Sonne." Was es dennoch Neues gab, hat der Chronist Wolfgang anno domini MMI auf den folgenden Seiten aufgezeichnet.

Mit Wolffangs Privat-Chronik Nr. 11 wünscht der Chronist allen Bezieherinnen und ihren Lieben ein gutes Jahr 2002!

Christophorus

oder: Dein Glaube hat dir geholfen

Giovanni saß bequem, Bein über Bein geschlagen, an einen Felsen gelehnt auf einem dicken Grasbüschel und ließ seinen Blick aus halb geschlossenen Augen über das Tal schweifen. Eine Lerche tirilierte hoch in der blauen Luft. Die Sonne war ihr hinterhergestiegen und stach auf die grünen Matten und hellgrauen Felsen ringsumher. Sie schien hinab auf die staubige, steinige Straße, die sich durch das Tal am Fluss entlangschlängelte, wo jetzt, im Frühsommer, nur noch ein Bach durch das Geröll im Flussbett floss.

Gegen Mittag begann die Luft zu flirren, und Giovanni räkelte sich auf seinem Beobachtungssitz, um sich noch bequemer an den Fels zu schmiegen und im Schatten ein Nickerchen zu halten. Die Ziegen konnten eine Weile auf sich selbst achtgeben. Im Tal war alles ruhig, und nichts rührte sich auf der Straße talauf oder talab.

Seine Augenlider senkten sich von halb auf dreiviertel geschlossen, und er träumte bereits im Halbschlaf davon, die Fensterläden ganz dicht zu machen und sich in Morpheus' Arme sinken zu lassen – er war nämlich im Nebenberuf Dichter und hatte ein paar Namen von antiken Göttern aufgeschnappt, die bei alten lateinischen Dichtern ständig vorkamen.

Da drang ein fernes Geräusch durch die Stille an sein Ohr ... Ein paar Momente kämpfte der Dichter und Träumer in ihm mit dem hauptberuflichen Ziegenhirten und Wächter ... Da aber das Geräusch erneut zu ihm heraufdrang und jetzt auch deutlicher zu vernehmen war, zog sich der Dichter und Träumer, eine Grimasse ziehend, zurück und überließ dem Ziegenhirten und Wächter die Bühne.

Giovanni öffnete also die Läden vor den Fenstern seiner Seele, oder, weniger poetisch, seine Neugier und Wachsamkeit öffneten seine Augenlider. Er kniff sie im hellen Mittagslicht gleich wieder zusammen und spähte hinab.

Sein scharfer Blick erfasste eine Gruppe von Reisenden, die teils zu Fuß, teils auf Mauleseln vom Pass herunter gekommen waren und nun der Straße abwärts folgten, welche sie vom Großen Sankt Bernhard durch das Aostatal in die Poebene führen sollte.

Nicht umsonst hatte Giovanni seinen Mittagsschlaf unterbrochen: Er erkannte sofort, dass es eine Gruppe von Pilgern war, denen sich auch zwei Kauflaute mit ihren Packtieren angeschlossen hatten. Und da kam hinter der Biegung noch ein Reiter hervor, begleitet von einem Mann zu Fuß: vermutlich ein edler Herr mit seinem Knappen oder Diener.

Giovanni ließ sich zwischen die Felsen gleiten und lief geduckt hinauf in den Bergsattel, von wo er in einen Talkessel hinabsehen konnte. Dort kamen ein paar Männer seines Dorfes mit Brennholz vom Bergwald herabgestiegen. Giovanni legte

seine Hände zu einem Schalltrichter an den Mund und ließ ein paar gellende Pfiffe erschallen, wie sie hier oben zur Verständigung über Täler hinweg benutzt wurden.

Einer der Männer, weit unten auf dem Pfad zum Dorf, hob den Arm: Die Botschaft war angekommen. Giovanni legte seine Hände hinter die Ohrmuscheln und empfing von unten die Botschaft: weiter beobachten, dann herabsteigen zum Dorf.

Giovanni glitt zwischen den Felsen zurück auf seinen Beobachtungsplatz. Die Reisegruppe trottete jetzt ein Stück weiter talabwärts, Staub und Mittagshitze setzten den Leuten zu. Sie konnten von der Straße aus nicht mehr an den Bach heran, um ihre Kalebassen mit frischem Bergwasser zu füllen, und so zogen sie durstig weiter hinab.

Als sie hinter der Biegung verschwanden, sprang Giovanni gemsgleich über die Felsen hinab auf die Matten, wieselte zwischen Steinen und Felsvorsprüngen einen Ziegenpfad entlang und überholte ungesehen die Reisenden, sodass er noch vor ihnen das Dorf erreichte.

Dort wartete man bereits, Wegelagerern ähnlich, auf die Gruppe, alles war in freudiger Erwartung des satten Gewinns, den man sich von einem Zug müder und durstiger Pilger und Kaufleute versprach.

Als die ersten Pilger um die Straßenbiegung schlurften und die steingedeckten Hütten des Dorfes erblickten, erklang das helle Glöcklein einer Kapelle, die nur ein paar Schritte oberhalb der Straße auf einem Felsen thronte. Und als die Gruppe das Dorf erreichte, klang ein mehrstimmiger Gesang von der Kapelle herüber, und auf einer Trage wurde feierlich ein Reliquiar von jungen Männern die Stufen herabgetragen. Seine Vergoldung funkelte in der Sonne, und als Dachreiter leuchtete ein Stein in vielen Farben. Die Prozession geleitete den Reliquiar zu einem hölzernen Altar am Straßenrand, direkt neben einem Steintrog, in den sich sprudelnd kühles Quellwasser ergoss.

Die Träger setzten ihre wertvolle Last auf den Altar, traten einen Schritt seitwärts und verharrten mit frommem Ernst. Die Frauen der Prozession empfingen die Pilger, schöpften mit hölzernen Schalen Wasser und reichten es ihnen, dankbare Lippen nahmen es entgegen und schlürften die Schalen leer. Auch die Kaufleute löschten ihren Durst. Einer aus der Pilgergruppe erklärte, dass man hier vor der Kapelle des heiligen Christophorus stehe, von dem man hier Reliquien aufbewahre.

Das versetzte die Gruppe augenblicklich in freudige Erregung. Alles drängte dem Altar zu, um den Reliquien nahe zu sein. Fromme Gaben wurden großzügig auf den Altar gelegt, verbunden mit der inständigen Bitte: Zeigt uns die Reliquien!

Als aber die Männer, die den Altar umstanden, dazu keine Anstalten machten, flehten die Pilger noch drängender, und noch mehr Gaben häuften sich auf dem Altartisch.

„Monstrare!“ riefen sie den Männern zu, immer wieder.

Schließlich, als der Zufluss an Gaben versiegte, hatten die Männer ein Einsehen und ließen sich erweichen, nickten einander zu, öffneten ein Türchen am Reliquiar und ließen die Pilger einen Blick auf das Gebein im Inneren werfen.

„Aaah-----!“ raunte einer nach dem anderen und sank auf die Knie. Überwältigt starrten Alle auf das Bündel Knöchlein, das von einem goldenen Band zusammen-

gehalten wurde. Alle falteten die Hände zum Gebet. Zwei besonders kräftige Träger hoben das Behältnis hoch über die Köpfe der Pilgerschar. Die Frommen breiteten ihre Arme aus, spreizten die Hände und fühlten die Gnade Gottes, vermittelt durch den Heiligen, auf sich einströmen.

Der Gruppenführer stimmte ein Pilgerlied an. Alle sangen mit und spürten im gemeinsamen Erlebnis mit den Anderen, wie ihre Sündenlast dank der Fürsprache des Heiligen etwas leichter wurde.

Auch die beiden Kaufleute und der edle Herr mit seinem Knappen knieten bei den Pilgern und sangen mit. Als die letzten Töne verklungen waren, verharrten Alle betend vor dem Altar.

Dann erhoben sie sich, rieben die schmerzenden Knie, waren seelisch gestärkt und guten Mutes. Die Frauen des Dorfes hatten derweil Tische aufgestellt und boten Brot, Schinken und Käse feil, damit auch der Leib gestärkt werde. Alle griffen zu und zahlten den geforderten Preis, ja kauften gleich noch Wegzehrung dazu, denn vor dem Abend würden sie kein Dorf und keine Herberge erreichen, gab der Gruppenleiter kund. Und in Dankbarkeit und aufgeräumter Stimmung zahlten die Wohlhabenderen in der Gruppe auch freiwillig noch für das Quellwasser, das sie in ihre Kalebassen füllen durften.

Dafür wurde ihnen eine besondere Gunst zuteil: Man gab ihnen den jungen Giovanni mit, der ihnen eine Meile talwärts die Stelle des Christophorus-Wunders zeigen und erklären würde. Dankbar und in froher Erwartung brach die Gruppe auf.

Giovanni ging mit dem Leiter voran, und bald sahen sie hinter einer Biegung die Straße den Fluss queren. Am Ufer angekommen, machte das Ganze halt. Alle scharten sich um Giovanni, und jede Unterhaltung verstummte. Giovanni ergriff das Wort.

„Edle, ehrenwerte und fromme Leute! Dieser Fluss ist, wie ihr seht, jetzt nicht viel mehr als ein murmelnder Bach. Beizeiten aber wird er zum tosenden Fluss, der so manchen Felsbrocken ein Stück weiter zu Tal rollt.

Ihr werdet nachher beinahe trockenen Fußes dieses Flussbett und den kleinen Wasserlauf durchschreiten. Wenn das Wasser aber, nach heftigen Regenfällen oder nach der Schneeschmelze im Frühjahr, ansteigt und die ganze Breite des Bettes durchströmt, kann schwerlich jemand ohne Hilfe hinübergelangen.“

Die Pilger hingen an seinen Lippen und nickten lebhaft.

„Darum hatten wir hier früher einen großen, kräftigen Mann, einen Riesen von Statur, der trug die Schwachen einzeln über das Wasser und geleitete Starke mit festem Griff durch die Flut. Ein langes Holz, groß wie ein Baumstamm, diente ihm dabei wie ein Wanderstab als Stütze. Er nahm für seine Hilfe keinen Lohn, nur das für sein Leben Notwendige, das ihm Reisende freiwillig abgaben. Zum Schlafen und als Schutz gegen raues Wetter hatte er sich ein Schutzdach aus Holz und Reisig am Rande des Flussbettes gebaut.“

Giovanni blickte in eine Richtung, die Augen der Gruppe folgten ihm und sahen ein paar aufgeschichtete Steine, einen Haufen vermoderter Hölzer und Zweige. Eine Wolke stand über ihnen und beschattete sie, nur ein Lichtfleck fiel auf die zusammengefallene Hütte. Mit offenen Mündern bestaunten sie den von überirdischem Licht bezeichneten Ort.

„So lebte er viele Jahre am Fluss und trug oder geleitete die Menschen durch die Furt. Eines Tages war der Fluss, wie schon oft zuvor, wieder einmal durch heftige Regengüsse stark angeschwollen und kaum passierbar. Die wenigen Reisenden, die vom Pass herabkamen, blieben im Dorf und warteten auf ein Abschwellen der Flut, um sicher über die Furt zu gelangen.

Da hörte der Mann am Fluss vom gegenseitigen Ufer eine Stimme rufen:

„Hol mich über!“

Aber er sah niemanden, bis er ein Kind erkannte, das dort an einem Felsen stand.

Da schritt er, stark wie er war, durch das reißende Wasser ans andere Ufer, hob das Kind auf seine breiten Schultern, hielt es mit einer Hand fest und stützte sich mit der anderen auf seinen Stab, um der Strömung widerstehen zu können. So kämpfte er sich durch die Fluten zurück. Doch mitten in der Flut war ihm, als nähme das Gewicht auf seinen Schultern zu, und je näher er dem Ufer kam, desto schwerer drückte ihn die Last. Beinahe trat er fehl auf einem rollenden Stein und wäre fast mit dem Kind in den Fluss gestürzt, aber sein Stab hielt, er fing sich und bekam wieder festen Grund unter seine Füße. Und das Kind wurde schwer wie ein Riese.

'Sag an,' rief er schließlich keuchend, 'wer bist du? Du wiegst so schwer, als trüge ich die ganze Welt auf meinen Schultern!'

Da waren sie am Ufer angekommen, er setzte das Kind behutsam ab.

'So ist es,' antwortete das Kind, 'du hast das Heil der Welt auf deinen Schultern getragen. Im Himmel soll es dir gelohnt werden. Und auf Erden wird man dich fortan Christophorus nennen, den, der Christus trug.'

Wie vom Donner gerührt, sank der starke Mann auf die Knie. Ein helles Licht leuchtete auf, und während er seine Hände faltete und rief: 'Oh Herr, sei meiner Seele gnädig!' tauchte das Kind in eine Wolke des Lichts und ward seinen Augen enthoben.

Der Mann fasste sich endlich, erhob sich und ging ins Dorf hinauf. Dort sah man seine Gestalt heraufkommen, von der ein seltsames Leuchten ausging, und Alle, die ihn sahen, ließen ihr Werkzeug fallen und starrten ihn an. Und als er, kaum zu Atem gekommen, seine Geschichte erzählte, da blickten ihn Alle stumm und betroffen an, bis Einer ausrief:

'Gelobt sei Jesus Christus!'

Und Giovanni schloss seine Erzählung:

„Im Dorf nannte man den Mann ab sofort Christophorus und verehrte ihn, der den Herrn getragen hatte. Doch er blieb bescheiden und wandte sich wieder zum Fluss, um seine Aufgabe wie gewohnt zu erfüllen.

Am nächsten Morgen hörte er, wie eine arme Frau aus dem Dorf ihre einzige Ziege suchte, und sah, wie sie die Ziege schließlich am Ufer fand. Doch als sie das Tier fassen wollte, glitt sie aus, gab dem Tier einen unglücklichen Schubs, und es fiel in den Fluss und trieb davon.

'Meine Ziege, meine einzige Ziege!' jammerte die Frau.

Christophorus sah die Ziege herantreiben, zögerte keinen Augenblick und rief der schluchzenden Frau zu:

'Warte, ich hole sie zurück!'

Er rammte seinen Stab ins Ufer, warf seinen Mantel ab und stürzte ins Wasser,

um die Ziege abzufangen. Das Tier schrie, ruderte und ging immer wieder unter. Er fasste nach ihr, doch sie entglitt ihm, und er tauchte mit ihr unter. Ein Stück flussab tauchten sie wieder auf, die Frau beobachtete mit Entsetzen, wie Christophorus wild mit den Armen ruderte, die Ziege wieder verlor und dann in den Fluten verschwand.

Die Ziege fand man später halbtot auf einen Felsen gespült, doch sie erholte sich bald wieder. Christophorus blieb verschwunden. Tage später fand man ihn weit flussabwärts mit zerschmetterten Knochen am Ufer, ertrunken.

Am Tage seines Begräbnisses kam ein Mann aus dem Dorf die Straße herauf und berichtete aufgeregt, dass der Stab des Christophorus am Ufer ergrünt sei und offenbar Wurzeln geschlagen habe. Noch heute seht ihr den alten Baum dort drüben, der aus dem Stab gewachsen ist.“

Alle blickten zum Baum. In Ehrfurcht traten sie heran, und Giovanni fuhr fort:

„In seinem gerade gewachsenen Stamm erkennt ihr den Stab des Christophorus. Ihr dürft ihn einmal anfassen.“

Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Jeder wollte diesen Baum berührt haben. Und sie lauschten ergriffen den weiteren Worten des Giovanni:

„Manche Reisende, die in seinem Schatten rasteten, erzählten, dass der Wind manchmal im Blätterwerk seltsam raschele, und dann hörten sie eine Stimme flüstern:

'Wer bist du?'

Er schwieg und ließ die Erzählung auf die Leute wirken, die nun unwillkürlich schwiegen und in die Baumkrone hinauf horchten. Stumm standen Alle und lauschten, doch es regte sich kaum ein Lüftchen. Ein Pilger fiel plötzlich auf die Knie und stammelte:

„Meinst du mich, heiliger Christophorus? Ich bin Bartholomäus, Mönch aus dem Kloster Weingarten.“

Und Andere folgten seinem Beispiel, sie hörten Christophorus flüstern und antworteten ihm.

Als sich die Erregung etwas gelegt hatte, fuhr Giovanni fort:

„Bald nach seinem Tode wurde Christophorus in der Kapelle beigesetzt, die zu seinen Ehren im Dorf erbaut wurde. Und seine Geschichte wurde überall bekannt, und viele Pilger haben seitdem, wie ihr, diesen Ort besucht und den Segen und den besonderen Schutz des Heiligen erbeten. Und nun steht ihr hier auf dem Boden, auf dem der Heilige ging, als er Christus trug und der Christophorus wurde.

Alle blickten ehrfürchtig zu Boden, Einige fielen auf die Knie und küssten das Geröll des Flussbettes.

Sie verabschiedeten Giovanni mit überschwänglichen Dankesworten, und der edle Herr schenkte ihm ein paar Münzen. Er gab sich als Graf von Fenis zu erkennen und gelobte, er werde bei seiner nächsten Reise über den Sankt Bernhard einen Beitrag zur Verschönerung der Kapelle stiften.

Die Gruppe setzte ihren Weg talabwärts fort, ganz erfüllt von der Geschichte des Heiligen und dem Gefühl, ihm ganz nahe gewesen zu sein. Dies wirkte auch am nächsten Tag noch nach, als sie weiter das Aosta-Tal hinab schritten.

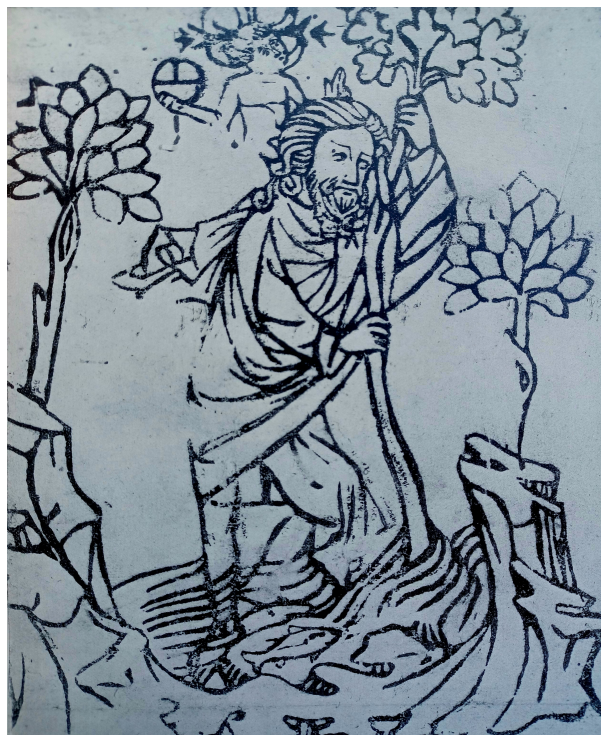
„Man sagt, wen Gott liebt, den beruft er ganz früh zu sich, nicht wahr, Bruder Beatus?“ bemerkte Bartholomäus, der neben Beatus bergab lief. „Christus hat den

Christophorus nach nur einem Tag zu sich geholt.“

„Du sagst es, Bruder,“ murmelte Beatus.

Er war in Gedanken noch in dem Dorf, das sie gerade hinter sich gelassen hatten. Ein paar Leute hatten dort mit einem Tisch am Straßenrand gestanden und den Pilgern Splitter vom Stab des Christophorus zum Kauf angeboten. Beatus fragte sich, wann und wo sie diese Splitter vom Holz des Baumes genommen haben mochten, den sie tags zuvor gesehen hatten. Bruder Bartholomäus hatte einen Splitter gekauft. Beatus lächelte in sich hinein. Barthel war eben leicht zu begeistern. Aber fromm. Sancta Simplicitas.

■



Der heilige Christophorus

Holzschnitt, 14.Jahrh., aus: Höhn, Deutsche Holzschnitte
(Die Blauen Bücher, Sonderband) Königstein/T.
u. Leipzig 1925, S. 13

Zum Internationalen Tag der Poesie (21.März) folgt hier Gereimtes:

Sansibar

Im „Sansibar“, im „Sansibar“,
da wurde mir so Manches klar!
Ich traf da jenen Dabbelju-Aar,
der ein Poet aus Frechen war.

Er machte sich hier eher rar,
gehörte nicht zum Inventar -
ein Ex-Wahlkölner war er zwar
doch nun ein Landei offenbar.

Ansonsten, ich sag's lapidar,
ist manches Statement anfechtbar
das er hier losließ an der Bar -
doch Manches dennoch wahr und klar:

Die Tropeninsel Sansibar
dem Bismarck allzu ferne war;
drum tauscht' er Helgoland, fürwahr
gegen das ferne Sansibar.

Die Weltstadt Köln, wie wunderbar
hat ein ganz eig'nes „Sansibar“:
Von der Emscher bis zur Saar
spricht man von diesem „Sansibar“.

Wenn Steffi macht die Speisen gar
Dann meint auch Ranga Yogeshwar:
Dies toppt das Sylter „Sansibar“
und spricht für Köln, das ist doch klar.

Drum feiert Bettina Jahr um Jahr
ihr Wiegenfest im „Sansibar“;
und siehe da, auch Dabbelju-Aar
erscheint zu jedem Jubeljahr.

Marcel Reich-Ranicki, der im Sept. 2013 von uns gegangene Literaturkritiker, würde vermutlich zu „Sansibar“ wie folgt Stellung nehmen:



Der selige MRR

Nachdem der Autor die Erwartungen des Publikums an die Bereicherung der poetischen Landschaft deutscher Zunge derart hochgeschraubt hat, fällt die Enttäuschung bei der Lektüre umso bitterer aus: Aus den Sphären klassischer deutscher Dichtkunst stürzt dieses Produkt an uns vorbei hinab in einen Tümpel flacher Gebrauchslyrik, wo es, umschwänzelt von anspruchslosen Kaulquappen, selbst vom gemeinen Graureiher als nicht genießbare Speise verschmäht wird, der stattdessen die eine oder andere Kröte vorzieht, die – im Rausch des Laichgeschäfts – des nahen Storchenvogels nicht achtet, bis sein Schatten unheilvoll über sie fällt...

Tja, der Gute! Er fehlt – !

W. R.

Anmerkungen

S. 5-17 Ein Paket:

Die Erzählung entstand 1967/68, das Setting ist der (heutige) Rhein-Erftkreis um 1965-67.

S. 18-19 Alberich und der letzte Kampf der Eburonen:

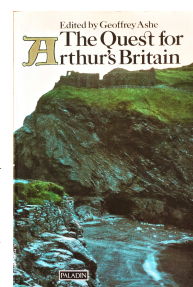
Historisch verbürgt ist der römische Ausrottungsfeldzug („Strafexpedition“) gegen die Volksgruppe der Eburonen um 50 v. Chr. Sie hatten es gewagt, sich gegen die römische Besatzung in ihrem Gebiet zwischen Rhein und Maas aufzulehnen und eine Legion in einem Hinterhalt niederzumetzeln.

S. 20-24 Vom Himmel hoch:

Diese Geschichte ist entnommen dem Buch *Die Beatus-Chronik*, Münster 2013, S. 129ff. Das Setting – im irdischen Bereich – ist die Stadt Frechen in den Jahren 2007-11. W. R. schrieb diesen Text angelehnt an eine Idee aus „Ein Münchner im Himmel“ von Ludwig Thoma.

S. 25-29 The Saga of the Brave Knight Wolfgang:

Dieser Text entstand als Brief, den W. R. im Sommer 1976 an eine Freundin in Shaldon bei Exeter/Devon schrieb. Er war ihrer Einladung zu einem Besuch gefolgt und hatte ein paar Tage dort logiert. Dann brach er auf nach Tintagel, weil er schon zu Beginn seiner England-Reise von dem Buch von Geoffrey Ashe (Hg.), *The Quest for Arthur's Britain*, besonders dem Cover, angefixt war und den auf dem Cover-Foto mystisch anmutenden Ort mit eigenen Sinnen erleben wollte. Seine Anreise nach Tintagel ist Thema dieses Textes, der ebenfalls inspiriert ist von der Artus-Sage und den Geschichten aus ihrem Umkreis. So reist er als Fahrender Ritter (im Englischen: *knight errant*). Im Original-Brief (mit Kuli geschrieben) war jeder Abschnitt mit einer gezeichneten Bild-Initiale verziert, die hier nicht dem Original entsprechend reproduziert werden konnte. Stellvertretend wurden hier verschiedene Initialen aus meiner Sammlung eingesetzt.



S. 30 Einleitung zur Chronik Nr. 11 „An einem stürmischen Dezemberabend...“

Dies ist die erste Seite von Wolfgangs Privat-Chronik Nr. 11 zum Jahr 2001. Diese „Privat-Chronik“ erschien in 13 Ausgaben von 1991 bis 2003 und war unterteilt in die Bereiche „Welt“ und „Familie“, wobei der Bereich „Welt“ in den späteren Nummern immer umfangreicher wurde. Diese Jahreschronik wurden an einige Leute im Familien- und Bekanntenkreis verschickt, die Zahl schwankte zwischen 12 und 18 Empfängern.

S. 31-35 Christophorus:

Ein Kapitel aus W.R.s historischem Roman (bisher unveröffentlicht); eine Pilger-Gruppe kommt im Jahr 1300 auf dem Weg nach Rom ins Aosta-Tal

S. 36/37 Sansibar:

Dieses Gedicht (man könnte es als ein Stück Gebrauchslyrik bezeichnen) entstand nach einem Abend in der Kneipe „Sansibar“ in Köln. Ich sandte es der damaligen Chefin Steffi per Mail zu, angehängt die Kritik dazu von MRR (S. 38). „Dabbelju-Aar“ ist das englisch gelesene Kürzel WR. Das „Sansibar“ existiert inzwischen nicht mehr. Historisch inkorrekt ist die (allerdings verbreitete) Annahme, Bismarck habe die Insel Sansibar an der ostafrikanischen Küste gegen Helgoland „getauscht“. Wie es sich tatsächlich verhält, kann man nachlesen in einem Beitrag auf www.fu-frechen.de/Clio / 9.1, Zusatzbeitrag „Sansibar und die Deutungshoheit“.

Über den Autor

WOLFGANG REINERT

Homepage: www.fu-frechen.de

Mail: wolfgang@reinert-frechen.de

Buchveröffentlichungen:

Die Beatus-Chronik, 2013

Frechener Geschichte, 2018

Veröffentlichungen im Web:

Freie Universität Frechen www.fu-frechen.de, Homepage mit Blog u. weiteren Unterseiten, darin zahlreiche Artikel u. Essays, Schwerpunkt Geschichte (Betreiber u. Hauptautor: W.R.)

Weiteres in Stichworten:

1948 Mai geb. in Frechen bei Köln

freier Autor, Blogger, Fotograf, Zeichner, Konzeptkünstler

seit 1969 gelegentlich Beiträge (Texte, Zeichnungen) in div. Printmedien

1970 **FREIE UNIVERSITÄT FRECHEN**: "Gegengründung" zur Universität Köln (mit 10 immatrikulierten Mitgliedern); ab 2001 als Konzeptkunst-Projekt weiterentwickelt; seit 2013 mit der Website *fu-frechen.de* (s.o.), offen für assoziierte GastautorInnen

2020 **Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Freien Universität Frechen**

2025 **Ein Paket** und andere Erzählungen

